

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

30 (5.2.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Thelma Belli †

Die „Rote Feldpost“-Schmugglerin

Am 26. Januar ist Thelma Belli, die Witwe des Verfassers der bekannten Roten Feldpost, Josef Belli, im Alter von 77 1/2 Jahren, aus dem Leben geschieden. Sie war wohl eine der ältesten und letzten Gezeiten aus jenem Kreis der Zürcher Sozialdemokraten, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, Bismarcks Sozialistengesetz mit Klugheit und Dürftigkeit zu umgehen und trotz aller Schikanen die Idee des Sozialismus zu propagieren.

Eine Hohenzollerin von der Rauben Alb, deren Ahnen jedoch aus Unarm stammten, heiratete sie den badischen tüchtigen Handwerksmeister Josef Belli, brachte ihm als Witwe den Erlös einiger Acker und des verlassenen Vaterhauses mit, womit sie dann im schweizerischen Kreuzlingen bei Konstanz einen Schulgarten und Schutzhütte einrichtete. Die Dienstherren hatten das harmlose Mädchen wohlmeinend vor dem „roten Dämon“ gewarnt, jedoch ohne Erfolg. Belli war nun neben seiner Schulerei nicht als Koch, aber als Auktionsleiter für den Sozialismus tätig, was in jenen schweren Anfangsjahren seinem Geschäft bald den Garaus machte. In jenen Tagen der gefährlichsten Denunziation gegen alle „Roten“ oder sonst Verdächtigten hatte es Belli nur seiner handwerklichen Tüchtigkeit zu verdanken, daß er mit Frau und Kindern sich füglich halten konnte. Er verlor seine Selbstständigkeit und arbeitete für einen anderen Meister. Nebenbei betrieb er aber genau so eifrig die gefährliche Propaganda und verlor die Sozialdemokratie jenseits der Grenze mit politischen Schriften aus der Zürcher Buchhandlung. Es wurde bald eine reguläre Sache, daß zweimal in der Woche Schriftensätze ohne Revision über die Zollgrenze geschafft wurden, um sie dann auf deutschem Gebiet durch die Postämter weiter zu befördern. Da war es Thelma Belli, die junge Hausfrau, die unverdrossen und unermüdet die Postkörbe und Kisten des Kinderwagens mit verbotenen Schriften anfüllte und sie über die Grenze nach Konstanz praktizierte. Bei dem Kinderreichtum des Bellischen Ehepaares fiel das Transportmittel nicht auf und Julius Motteler, der „Rote Feldpostmeister“ erlaubte sich den Scherz, zu bemerken, der fruchtbarere Schmuggler verurteile die Fruchtbarkeit! Anfangs konnte Thelma Belli den geheimen Betrieb fast allein durchführen, später, als der Sozialdemokrat in Hottlingen-Zürich gedruckt wurde, hätte selbst eine Drillingsschiffe die sozialdemokratischen Schriftenfälle nicht mehr verstaufen können.

Bei Polizeischneidereien hatte die Geistesgegenwart und der Mutterwitz der jungen Frau manche Situation gerettet. Der Organisator des Zeitungsschmuggels aus Zürich, Motteler, war in der Wohnung Bellis zu einer geheimen Zusammenkunft mit anderen Genossen anwesend. Bald bemerkte Frau Belli, daß der „Windhund“, ein Kriminalorgan, das Haus umschlich. Es war aber von größter Bedeutung, daß Motteler und auswärtige Genossen nicht entdeckt wurden. Kurz entschlossen bandelte Frau Thelma die überarbeiteten „Windhund“ auf der Laue, noch ihm einen Kiesel Wasser über den Kopf und rief: „Dies für die Nacht am Rhein!“ Der verdutzte Beamte flüchtete und ungeschien entliefen die Genossen.

Es gab indessen auch unangenehme Zwischenfälle für die Schmugglerin. Sie hatte bei einem Schneider, der der „Revolutionserei“ sehr verdächtig war, eine Rechnung bezahlt, da folgte ihr auf dem Fuße die Polizei nach. Bei dem Schneider wurde Haussuchung abgehalten und Frau Belli wurde mit ihrem Säbchen verhaftet. Die Aufhebersfrau nahm die Untersuchung sehr ruhig vor, die Leibesöffnung erwies sich jedoch als echt, auch das Säbchen wurde vom Schummele genau abgeköpft und ausgelüftet. Die

spätere Beschwerde Bellis nützte nichts, man erklärte ihm fast, seine Frau stehe nun einmal im Verdacht, verbotene Schriften über die Grenze zu schmuggeln.

Als Belli später einmal erwischt und in Feldkirch eingesperrt wurde, hatte seine Frau zu Hause schwere Tage. Der Vater in der Fremde, ungewiß seine Rückkunft, ein Kind an der Lungenerkrankung erkrankt, man rechnete mit seinem Verluste, dazu bittere Existenzorgen. In der höchsten Not wandte sich das Blatt, das Kind genas wider Erwarten, der Vater kehrte zurück, um sich neuen Exzursionen zuwenden. Als Belli wieder selbst nach Zürich überfiedelt war, um mit Motteler am Hauptplatz über die Schleifweg an der Grenze zu diskutieren, wurde Bellis Haus häufig der Sammelplatz internationaler sozialistischer Berühmtheiten. Er gewährte auch vielen ausländischen Genossen einen Unterschlupf, besonders russischen Flüchtlingen, Männern wie Frauen. Die Mutter Belli mußte dann ihre Kinder zusammenlesen, um für nächstlich erscheinende, ihr so عزیز schenkende Leute Platz zu machen.

Als das Ausnahmegesetz Bismarcks durch die Reichstagswahlen von 1890 fiel, stellte auch der Sozialdemokrat am 1. Oktober 1890 sein Ergehen ein. August Bebel empfahl Belli an seinen Freund Heinrich Dieck in Stuttgart, wohin die Familie dann überfiedelte. Belli verließ in dem berühmten sozialistischen Verlag bis zu seiner Auflösung. Obwohl die proletarische Zeit damit für Belli überstanden war, blieb Thelma Belli die einfache unermüdete Frau. War ihr Verständnis für den Sozialismus auch nur gefühlsmäßig, gemessen an den Fraueneinstellungen ihrer Umgebung, zu denen Lara Zeffin seit Zürich her gehörte, so hat sie in dieser bescheidenen Möglichkeit dennoch ihr Teil für den Sozialismus beigetragen als ein notwendiges, wenn auch bescheidenes Glied eines Ganzen, das alle Menschenkräfte in jeder Form und in jedem Ausmaß in sich zu vereinigen bestrebt sein muß, wenn die Idee zur Aktivität verleben soll.

Der Tonfilm und ich

Von Grete Rosheim

„Arm wie eine Kirchenmaus“, ein Richard Döwle-Film des Deutschen Lichtspiel-Sendefilms, läuft zur Zeit in den Weidens-Bildspielen in Karlsruhe.

Best spielt ich zum erstenmal eine große Rolle im Tonfilm: die Süß Soth in „Arm wie eine Kirchenmaus“.

Ich habe von dem Film vor der Premiere noch nichts gesehen und habe ihn — genau wie das Publikum — am Premierentag zum ersten Male kennengelernt. Ich war, wenn ich ehrlich sein soll, genau so aufgeregt wie am ersten Tage, an dem ich ins Theater kam und mit der Rolle begann, schon deshalb, weil ich von Anfang an dem Tonfilm skeptisch gegenüberstand.

Ich hatte im summen Film große und schöne Aufgaben erfüllt und konnte mir nicht vorstellen, daß Nuancen des Tones, Stimmungen, die man tonlich zum Ausdruck bringen will, irgendwie auf mechanischem Wege eine Wirkung erzielen können. Und ich hatte noch mehr Angst, als die tonlichen, schauspielerischen Ueberzüge das Gesamtbild einer künstlerischen Leistung hervorzuheben würden, wo es doch aus technischen Gründen kaum möglich oder eigentlich unmöglich ist, einen Film in der Reihenfolge der Geschehnisse zu spielen. Diese Semmungen habe ich nun Gott sei Dank überstanden.

Ich habe zwar die Erfahrung gemacht, daß man beim Tonfilm wieder neu von vorn anfangen muß, daß aber letzten Endes diese neue Arbeit schon und künstlerisch befriedigend ist, daß durch das gesprochene Wort, durch den Klang, den der Darsteller immer noch im Ohr hat, die Zusammenhänge leichter, die beim summen Film

hörend war, zum Teil überwunden wird, und daß in Zusammenarbeit mit dem Regisseur eine künstlerisch geschlossene Leistung entstehen kann. Kann! Ob sie entstanden ist, das müssen dann andere Instanzen beurteilen.

Der Wille dazu aber war in uns allen so stark und so lebendig, wie der Wille zur Arbeit bei der kleinen Kirchenmaus, die ich als erste große Tonfilmrolle zu meiner Freude darstellte.

Und wenn das Resultat dieser Arbeit ein genau so glückliches Ende nimmt wie in dem reissenden Werk von Bodor, dann will ich zufrieden sein.

Wir glauben wirklich, daß Grete Rosheim zufrieden sein kann. Denn sie spielt die arme Kirchenmaus darstellerisch meisterhaft und ihr gesprochenes Wort unterstreicht und erhebt die Wirkung des mimischen Spiels. Der Film verliert auch einige wichtige Momente mit in die Handlung einzuzeichnen. Wirkungslos ist schon die Szene, wo das arbeitslose Tip-Mädel dem Bankpräsidenten gegenübersteht und auf dessen Frage, was sie wolle, ihm antwortet: „Arbeiten will ich! Ein Stück Brot! Grete Rosheim spielt hier das ausgedehnte, gebotene und leicht aermürte Proletariatsmädchen naturwahr und überzeugend. Ihre Witze und Gegenüber sind lebensechte Typen mit mehr oder weniger guten Charaktereigenschaften. Ueber allem schwebt die Gemütlichkeit Wiens, die so wunderbar alle Härten und Schreckenheiten zu mildern vermag. Die Musik kommt von Ralph Benatzky, der auch hier wieder aus seinem unerhöhlischen Schaffensborn eine Anzahl schillernder Melodien fließen läßt. Wie schon das Bühnenstück „Arm wie eine Kirchenmaus“, wird auch der Tonfilm in den Reichsbildspielen starken Anklang finden, zumal auch ein ausgezeichnetes Beiprogramm weitere beste Unterhaltung bietet.

Badische Kunsthalle

Meisterwerke des Kupferstichkabinetts. Das Kupferstichkabinett der Badischen Kunsthalle birgt eine Reihe wertvoller Zeichnungen und Stiche, von deren Sammlung sich besonders die Markgräfin Karoline Luise verdient gemacht hat. Sie lebte um die Mitte des 18. Jahrhunderts und schenkte sich gleich vielen ihrer fürstlichen Zeitgenossen durch künstlerischen Geschmack und reges Interesse aus. Ihre Unterhändler in Frankreich und den Niederlanden vermittelten ihr wertvolle Kunstwerke. Sie zeichnete, kopierte und malte selbst. Kopien von ihrer Hand sind im Kupferstichkabinett noch erhalten. Die wertvolle Sammlung wurde im folgenden Jahrhundert bis zum heutigen Tage ausgebaut. In ihr sind altdeutsche, französische, englische und moderne deutsche Stiche enthalten. Es ist äußerst reizvoll an Hand der verchiedenen Blätter die Entwicklung der einzelnen Künstler, sowie die Geschmacksrichtungen der verschiedenen Zeiten zu verfolgen. Herr v. Schneider, der die Erläuterung zu der Kunstsammlung gab, zeigte Blätter vom 15. bis 19. Jahrhundert. Darunter beanpruchte die in ihrer Realität besonders eindrucksvollen Werke von Grünewald, die realistischen Zeichnungen und Skizzen Dürers und Rembrandts, größtes Interesse. Durch die Hände der Beihauer ging auch die Skizze zu Schwabens „Ritter Kurts Brautwahl“, die im letzten Sommer beim Brand des Münchener Glaspalastes ein Raub der Flammen wurde. Eine Reihe kolorierter Blätter, darunter solche von englischen und französischen Meistern, bildeten den Abschluß der Betrachtung. Herr v. Schneider gab Aufschluß über die verschiedenen Techniken der Behandlung der Platten. Es ist bedauerlich, daß die wertvolle Sammlung unseres Kupferstichkabinetts immer nur einem kleinen Kreis von Kunstfreunden zugänglich gemacht werden kann.

Jacé jzoo

Caifün über Schanghai

Der Roman eines Aufstandes von Friedrich Lichtneker

Der Polizeichef und die „Lady“ hatten sich wieder gesellschaftsfähig gemacht, starrten unbefriedigt und gelangweilt an die Decke, verniederten es streng, sich nicht als nötig anzusehen. Ihre Augen blickten nicht mehr verschleierte, ihre Stimmen waren nicht mehr bedeckt. Es ging sehr frohlich und moralisch zu.

Nur Mrs. Mabel sprach unaufhörlich und ausdauernd: „Glauben Sie mir, daß die Mannsucht einer Frau oft nur einem hilflosen Mittelungsbedürfnis entspringt. Das vom Leben geschundene Weib sucht immer wieder den Mann, sollte sie auch noch so von ihm zertreten worden sein. Sie findet in ihm, wenn auch nur für Stunden, den Partner ihres Leides. Denn auch er haßt wie sie selbst ihre Vergangenheit. Im ersten Einnestausch, den Dual, Zerrwürfnis und Schmerz der Frau entzündet, ist er auf diese Vergangenheit eifersüchtig und duldet sie nicht.“ Sie hielt inne, hielte Dual unverwandt an: „Was bleibt von all dem übrig, von diesem Suchen und Finden?“ Ihr Kopf fiel auf die Brust, die Hände griffen in leere Luft. „Wir Frauen wissen nie, daß, wenn wir jenseits Ansehens, unsere Mittelungsbedürfnis und unsere Fingabe sind das Resultat von Stunden, in denen wir durch unser Leid wirken. Wirken, ja, mein Herr,“ setzte sie noch mit Nachdruck hinzu.

Mrs. Mabel Lead wußte um sich und das Leben Bescheid. Sie hatte viel erfahren. Und das hatte sie klug und kritisch gemacht. Dual war nicht der Mann, dem solche Vorzüge einer Frau etwas zu sagen gehabt hätten. Er beurteilte sie: Verbraucht. Ein Braut. Und wandte sich zum Gehen.

Morgen brach an. Das Firmament färbte sich vom dunkel getönten Violett zum zartesten Rosa und endlich zur blutigen Rote, um zu gleichen wie Scharlach über den Häuptern der Stadt.

Um diese Zeit war es, daß sich zwei Menschen, nach einer gemeinsamen verbrachten Nacht, trennen sollten. Der Herr und die Dame kannten sich zwar, wie man sich eben nach einer solchen Nacht kennt, aber sie legten Wert darauf, insbesondere die Frau, anonym zu bleiben. Unentschlossen, verwirrt und benebelt standen sie sich gegenseitig im Wege. Sie fanden nicht den richtigen Abschied, den würdevollen Abgang. Lagen sich weniger in der Seele als im Magen. Ueberföhrt lebten sie herum, versuchten es mit der Liebe, zuletzt aber doch nur mit der Lebenswürdigkeit. Mehr war für beide nicht verblieben. Keine Bindung, nichts sollte zwischen ihnen bestehen. Als fremde Menschen hatten sie sich unter merkwürdigen Umständen gefunden und nun wollten sie ebenso auseinander gehen. Jeder von ihnen mußte zurück, von wo er gekommen war, und dort weiterleben.

Die junge Frau, das zum Weib gewordene Mädchen, sprach davon mit klugen Augen, einer vernichtenden Nüchternheit, und doch mit einer Beklemmung, die sie nicht so sicher machte, als sie erscheinen sollte. Den Mann beschätzte vieles in seinen Gedanken. Zwischen durch betrachtete er sie: Sie ist schön und jung, sehr jung. Unberührt vom Mann war sie. Ich bin ihr Schicksal, dachte er männlich. Welcher Mensch, welches Weib? Es ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

„Soll ich dich — pardon sie,“ verbesserte er sich — „nach Hause bringen?“

Ein entschiedenes Nein war die Antwort. Und wieder die Angst, dieser bebende Mädchenkörper, diese hilflos suchenden Augen, dieser kennzeichnend zuckende Mund. Auf ihn übte dies jetzt geschwächte Reich aus. Und doch war es ihm nicht leicht, als sie aufbrach, ihm die Hand reichte, seinem Blick ansichtig und sich flüchtig verabschiedete. Sie hatte die Tür hinter sich geschlossen und ging nun in das Licht der Stadt, sich zu verlieren und für ihn als ungelöstes Rätsel weiterzuleben.

Der Mann, jetzt allein, brannte vor Interesse und Begierde. Er dachte sich, sie wieder zu sehen, zu wissen, wer sie und was ihr Leben sei. Als er auf der Straße stand, war ihm leichter. Nur der Boden schaukelte und schwankte unter seinen Füßen. Er mietete ein Nixfcha, fuhr in die Pension, in der er wohnte.

Die Straßen waren schon mit dichten Menschenmassen, Autos und Cars aller Typen überfüllt. Schimmengewoge. Ein Brausen wie das Meer. Gebredel. An der Kreuzung der Hanking- und Tische-Kiangroad: Nixfchas rasen mit den Autos um die Wette. Den Kulis hängen die Jungen wie gekehrten Händen aus dem Munde. Ihre langgedehnten Rufe „Ja-oo“ heult, daß es durch Mack und Bein geht. Schienenlose Tramabahn, vollgepackt von Menschen jeder Farbe, entwickeln ein schwindelhaftes Tempo, nehmen halsbrecherische Kurven. Der ohrenbetäubende Lärm, die brennende Häß, das wahnsinnige Fieber greift nach dem Menschen. So ist nicht das Leben, so fordert man es: Grell, brutal, gewalttätig. Ein ununterbrochenes Aufeinanderprallen von Gegenständen: Weiß und gelb, Weiß und Rot, der weltverbreitende amerikanismus des Businessman und der manerumschlossene Traditionsfanatismus, dunkelster Abneigung der Chinesen, der herrschaftsgewinnende internationale Kapitalismus und ein gelber, halb schlummernder Nationalismus. Jeder will seinen Platz behaupten: Der Gelbe, weil es seine Erde ist, der Fremde, der vom kosmopolitischen Imperialismus aus ebenfalls die Erde sein Eigen nennt, vor allem aber ihre Werte.

Hier wird nicht gelebt, hier wird gegenseitig aufgerieben. Der Franzose, der im Nixfcha fuhr, machte sich keine Gedanken darüber. Der Kuli lief ihm zu rasch. Das Gefährt stieß ihn in den Leib. Er wünschte allen Nixfchas den Tod. Die einzige Genugtuung, die er empfand, war, daß sich ein Mensch unter seiner Last krümmte und schwitzte.

Die Pension, in der er zwei kleine Zimmer bewohnte, gehörte einem vorbildlich zivilisierten Chinesen, der auf europäische Sitten und Hygiene schwor. Er nannte sich kurz Mr. Wang, dieser Abtünling. Die zwei Stockwerke Zimmer waren ausnahmslos an französische, englische und japanische Beamte, kleine Kaufleute und was sonst einem ehrenwerten Beruf nachging, vermietet. Daß dieses Demizil nicht an ihnen liebprunfenden Straße lag, sicherte ihm seine Billigkeit. Ueberdies war Mr. Wang ein vorzüglich

Geschäftsmann, der der Diebesmethode seiner Stammesbrüder feierlich Abkhuur geleistet hatte. Ueber seinem Hause flatterte der „Unionjack“. Seine Geminnung war unantastbar. Die Pension „Panama“ hatte ihren guten Ruf.

Mr. Wang verfügte über einige Sprachkenntnisse. Und so begrüßte er den Herrn, der aus dem Nixfcha kletterte und ins Wochhaus trat, mit einem außerordentlich freundlichen „Bon jour, Monsieur Marin“. Und drängte sich in auffälliger Weise an ihn heran. Mr. Marin aber hatte wenig Zeit und Laune dafür übrig, wollte nach flüchtiger Erwiderung des Grußes die steile Treppe emporsteigen, als ihn der chinesische Hausvater noch einmal eindringlich bat, ihm Gehör zu schenken. Um nicht gerade abweisend oder unhöflich zu sein, bequimte sich Marin halb gezwungen, halb interessiert zu Mr. Wang. Der wies bloß auf einen Herrn, der in knapper Entfernung von ihnen saß und in eine europäische Zeitung vertieft war. Er wartete nämlich schon seit einer Stunde auf Mr. Marin. Marin kannte ihn und ging ohne Zögern auf ihn zu. Begrüßte ihn kurz. Der hob sein Gesicht aus der Zeitung und bat ihn, sofort ins Polizeipräsidium mitzukommen. Mr. Wang schielte interessiert herüber. Beide verließen die Pension „Panama“ und fuhrten in die Futzchow-Road, in das Polizeigebäude.

Mr. Wang war manches nicht erklärlich. Hätte er nicht gewußt, Marin sei selbst Polizeibeamter, bei Gott, er wäre auf das Unangenehmste gefaßt gewesen.

Dual, der Chef der Polizei von Schanghai, hatte sich nach einer bewegten Nacht schlecht und recht zusammengefunden. Hätten ihn nicht in seinem Büro so merkwürdige Dinge und Begebenheiten erwartet, er wäre auf seinem pompösen Stuhl vor Ermattung eingeschlafen. So aber mußte er sich aufrecht halten und seinen Posten ausfüllen.

Der Polizeibeamter Marin, der keine weniger bewegte Nacht als sein Chef hinter sich hatte, war eingetreten und hielt sich in gemessener Entfernung von Dual. Der Chef pflegte seinen Untergebenen stets mit sozialer Lebenswürdigkeit entgegenzukommen. Marin konnte keine Abnung haben, was hinter der Stirn dieses Mannes vorging. Auch dann noch nicht, als sie sich bedenklich umzettelte. Der Agent war unruhig. Ihm kam vieles in den Sinn. Entschlossen fragte er nach dem Begehre seines Chefs.

Dual entschuldigte sich vorerst, daß er ihn in seiner dienstlichen Zeit hierher bemüht habe, aber Gewisses dulde keinen Aufschub, er befände sich im unklaren über die Verhaftung eines Russen.

Marin schob das Blut in die Wangen. Rasch gefaßt erwiderte er: Nach seinen Erhebungen sei dieser Russe, den er verfolgen und verhaften hätte sollen, nicht unter den Passagieren der „Mogafak“ gewesen. Sie mit dem Signalement übereinstimmende Person habe er nicht zu Gesicht bekommen. Uebrigens vermute er, daß der Russe Wind bekommen und das Schiff in einem andern Hafen verlassen habe.

Diese schiefe Erklärung quittierte Dual mit einem leichten Kopfnicken, nur daß er die Frauen sehr hoch zog und wie gedanktessen auf einen Knopf drückte. Marin wurde die sonderbare Art seines Chefs beträchtlich ungemütlich.

(Fortsetzung folgt.)